

Worte rbb Pfn. Dr. Christina-Maria Bammel

Montag, 3. November 2014

Stilles Warten auf dem Hochsitz. Hoppelnde Hasen, ein Fuchs, und ein paar zwischengeländete Krähen – sonst passiert zunächst einmal... nichts. Da zieht ein Bock auf die Lichtung. Der erfahrene Jäger sieht seine Gelegenheit kommen. Er wartet ruhig und konzentriert. In keinem anderen Augenblick fühlt er sich so innig verbunden mit der Natur. Im Zeitlupentempo hebt er den Arm. Ein leises Klak. Der Bock schaut auf, alles scheint den Atem anzuhalten. Besonnene Achtsamkeit vor allem Leben spricht aus jeder Geste, die mein Schwiegervater, der Jäger, zeigt; auch, wenn der Schuss gefallen ist. Dann bleibt er einen Moment stehen vor dem erlegten Tier, nimmt seinen Hut ab, und bedenkt, dass er nicht nur Jagderfolg hatte. Er hat einmaliges Leben ausgelöscht. Er gibt dem Tier einen grünen Zweig ins Maul. Und viel später wird der letzten Bissen von diesem Tier ihn den Jäger mit dem erlegten Tier versöhnen. So wird das gestreckte Wild „geehrt“. Der Jäger hat schon etliche Hubertusmessen mit gefeiert. Heute wird an den heiligen Hubertus erinnert. Der gilt als Schutzpatron der Jagd. Manche nennen den Hubertustag scherzhaft Allerhasen – in der Folge von Allerheiligen und Allerseelen. Es ist eine spezielle Art von Erntedankfest, das in besonderer Weise die Achtung vor jedem Tier benennt. Ein gewisser Hubertus soll im 8. Jahrhundert einem weißen Hirsch mit einem leuchtenden Kreuz zwischen den Geweihstangen begegnet sein. Dadurch habe er die Tiere des Waldes zu achten gelernt. Was macht diese Legende so populär? Das ordnungsgemäße Jagen und Töten steht für einen Eingriff in die Schöpfung, der als legitimiert gilt. Nahezu alle Religionen und Kulturen kennen Riten vor und nach dem Töten von Tieren. Nur die schöpfungserne Welt der Schlachthöfe nimmt sich da aus. Der Schöpfungseingriff durch das Jagen ist begleitet von Zeichen. Sie sind Dank und Demut zugleich. Bruchstücke dieser Zeichen haben sich bis heute gehalten – bis ins Tischgebet. Dank für die Gaben der Schöpfung. Ganz gleich ob wir in der Landwirtschaft arbeiten, als Laubenpieper im Garten, im Büro oder in den Laboren der medizinischen Forschung – wir wissen, wie verletzlich diese Schöpfung ist. Eine natürliche Ordnung so einzigartig und heilig wie ein weißer Hirsch.

rbb „Worte für den Tag“ Pfarrerin Christina-Maria Bammel

Dienstag 04.11.2014

Meine Erinnerungen an den vierten November vor 25 Jahren sind noch vage: Ich sehe einen diesig-grauen Wetterhimmel über mir. Als es dann vorsichtig freundlich aufklarte, da stand ich mit vielen anderen Tausend Menschen irgendwo zwischen Weltzeituhr und Haus des Lehrers in Berlin-Mitte. Wo sonst Trabis langknatterten, ist an jenem Tag der Verkehr still gelegt, Füße und Beine stattdessen überall, die sich vorbei an Volkskammer und Staatsratsgebäude bewegten. Aus dem Augenwinkel irgendwo auf einem Dach sehe ich ein paar Uniformierte stehen. Aber nichts ist da, was auch nur in irgendeiner Weise Angst einflößen würde. Im Gegenteil. Ein Gefühl von Volksfest legt sich über die Menschenmassen, radikal und besonnen, kreativ und spontan. Und doch: ohne die vielen vorbereitenden Schritte, die dazu nötig waren, ist dieser Tag nicht zu denken. „Einfach wunderbar“, bringt es der Schauspieler Ulrich Mühe auf den Punkt. Das Wunder bestand auch darin, dass in den Wochen seit September viel mehr geschehen war und bewegt wurde als in den Jahrzehnten zuvor. Einer der wichtigsten Psalmen des jüdischen und des christlichen Glaubens jubelt: „... und es ist ein Wunder in unseren Augen. Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat; heute wollen wir fröhlich jubeln.“ Dieser Psalm wird an Ostern und Weihnachten gebetet. Und manchem damals in Berlins Ost-Mitte war der dieser Tag so wunderbar wie Ostern und Weihnachten zusammen. Auch an Pfingsten erklingen diese Psalmworte. Und der 4. November auch so was wie ein Pfingstereignis? Ja, Verständigung wurde möglich. Andererseits hatte das Verstehen seine Grenzen. So mancher Redner wurde weggepfiffen; manches wollte man nicht mehr hören... Am späten Nachmittag des vierten November dann überkam uns eine Mischung aus Erschöpfung und Euphorie gleichermaßen. Und über allem die Frage: Wie geht es weiter?

Niemand würde einfach so zum Alltag zurückkehren können. Eine Tür war damals aufgestoßen, die nicht mehr zu schließen sein würde. Geöffnete Tore. Auch sie erinnern mich im Nachhinein an den begeisterten Ruf im Psalm: „Tut mir auf die Tore der Gerechtigkeit,“ Fünf Tage später hielt dieses Volk kein Grenzer und keine Mauer mehr. Und die Tore taten sich auf.

Mittwoch 5. 11.2014

Machen Sie es sich schon ein bisschen adventlich? Vielleicht gar nicht so verkehrt, wenn ich daran denke, dass es einen in der Bibel gibt, für den immer Advent war. Johannes der Täufer. Der Mann, der aus der Wüste kam. Jetzt wird es Advent für die Krummen, ruft er aus. Aufrecht gehen sollen sie endlich. Was *krumm* ist, soll *gerade* werden. Was *uneben* ist, soll *eben* werden.

Was *tot* wie ein *Stein* ist, soll *lebendig* werden wie ein *Kind*. Und alle Menschen werden spüren, was es heißt: *Gott ist nah*. Advent für alle, die wissen um die krummen Dinger, die sie gedreht haben, ihre Fehler. Sie wissen um das, was sie von Gott und ihrem Nächsten, nicht nur dem engsten, auch dem fernsten, trennt.

Solchen Menschen trifft Johannes ins Herz. Wenn ich an Johannes aus der Wüste denke, sehe ich auch einen anderen, der aus der Wüste kam. Sein Lachen ist groß und breit – und die hellen Zähne blitzen im Kontrast zur dunklen Haut. Nennen wir ihn Adam. Er lebt gerade im Kirchenasyl einer Berliner Kirchengemeinde.

Verwundungen aus den Zeiten, da er zum Kämpfen in der afrikanischen Heimat gezwungen war, sind äußerlich kaum sichtbar. Wirklich anzukommen in Deutschland war für ihn erst nicht möglich. Zu groß die Wüstenei der Traumata in ihm selbst, zu verloren und ungehalten war er. Sein krummer Weg führte ihn vor Gericht und schließlich ins Gefängnis hier in Deutschland. Der traumatisierte und schuldig gewordene Mann von damals ist er ein anderer geworden. Ist das möglich? Im Gefängnis hat er das Kochen gelernt. Mit Leidenschaft versucht er sich an neuen Gerichten und traditionellen Zutaten; und dann lädt er zu Tisch. Er repariert auch, was er kann und hilft, wo er kann; Adam erzählt von seinem Weg, um Anderen die Augen zu öffnen. Und wenn die Worte nicht reichen, dann bemalt er die Leinwand mit Farben so bunt wie Afrika. „...*die große Schuld des Menschen ist, dass er in jedem Augenblick die Umkehr tun kann und nicht tut*“, sagt Martin Buber. Stimmt. Aber manchmal gelingt sie doch: die Umkehr auf der Bahn des Lebens. Dass jemand aufrichtig seinen Sinn ändert, wir leben davon, dass wir das immer noch für möglich halten: Unter dem Staub des alten Wortes von der Umkehr verbirgt sich ein Glanz. Wer immer auch umkehrt, trägt ein Licht bei zur Wiederkehr des Glanzes eines menschenfreundlichen Gottes in diese Welt. Diesen verborgenen Glanz muss der Wüstenmann Johannes an sich getragen haben. Derselbe Glanz, den Adam auch trägt.

Donnerstag 6.11.2014

Ab den Mittagsstunden werden heute Bahnen und Busse im Nah- und Fernverkehr zum Stehen kommen. Auch die Flughäfen werden kurz darauf geschlossen und alle Flüge eingestellt. Der Einzel-Handel schließt am frühen Nachmittag. Stromwerke müssen herunter gefahren und Funknetze ausgeschaltet werden, Telefonverbindungen werden nur noch im Ausnahmefall funktionieren. So oder so ähnlich kann man sich vielleicht die Anfänge eines Zusammenbruches in Stadt und Land vorstellen. Alles kommt zum Erliegen: Handel, Verkehr, Kommunikation. Und dann? Das fragt sich besorgt die Journalistin Greta Taubert. Sie nennt es „Apokalypse jetzt“. Unter diesem Titel beschreibt sie, wie sie sich auf eine neue Gesellschaft vorbereitet. Das Neue an dieser Gesellschaft sei, so Taubert, dass eben nicht mehr alles rund um die Uhr verfügbar ist – Geldautomaten, Transportmittel, Telefonverbindungen. Was, wenn der selbstverständliche Dauerkonsum mit einem Mal unterbrochen ist, wenn die Krise im Land und im gesamten Kontinent all die Selbstverständlichkeiten radikal beendet? Und keiner weiß, wie lang das dauern kann...? Greta Taubert will herausfinden wie sie ein Leben nach dem, was sie Crash nennt, meistern könnte. Sie will lernen, woher sie Essen bekommt, wo sie unterschlüpfen, was sie auch selbst herstellen kann, wieviel sie wirklich braucht. Also stürzt sich die junge Frau in die Welt von Aussteigern und Anders-Machern. Apokalypsentraining mitten in Deutschland. Sie hackt Holz in einer Bauwagen-WG, baut Gemüse und Pilze an, taucht auf den Grund von Müllcontainern, schläft im Wald. Greta Taubert experimentiert und ist verblüfft: Je weiter sie sich aus dem Kreis des Noch-mehr-Haben-Wollens heraus bewegt, je mehr sie in Netzwerken und Lebensgemeinschaften der anderen Art unterwegs ist, desto kleiner wird die Angst vor dem Ungewissen. Raum für etwas Wertvolleres entsteht: Ein Gefühl der Verbundenheit mit den Menschen der Welt um die Autorin herum. Jetzt sehe ich Hoffnung, sagt sie. Die besten Apokalypsen sind die, die nicht in der Angst stecken bleiben, sondern etwas Neues für möglich halten, zum Beispiel fair miteinander teilen, was da ist, ob den Stadtgarten oder das Auto. ZU klein und zum Lachen? Na wenigstens ein Anfang! Siehe ich mache alles neu, verspricht Gott. Und wir können dabei kreative Partner Gottes werden.

Freitag 07.11.2014

Magdalena hilft. Gemeinsam mit ihren Freundinnen und Klassenkameraden schleppt sie Kleidung für den Winter zur Sammelstelle in die Schule, dazu haltbare Zahncreme und Duschgel, Schlafsäcke und Socken. Das alles für Menschen, die von weit kommen: Sierra Leone, Tschad und Sudan. Schon lange unterwegs auf dem Weg durch den schwarzen Kontinent, über das Meer, durch Europa. Für Magdalena noch unvorstellbar, dass Menschen ihre Familie verlassen und mit dem letzten Ersparten jene bezahlen, die den sicheren Weg übers gefährliche Meer versprechen. Jede Unterkunft ist etwas Vorübergehendes. So das Lebensgefühl vieler Männer aus Afrika, die in den vergangenen Wochen Anlass für Diskussionen gaben. Und sie haben selbst mitdiskutiert, haben gesagt, was sie hoffen und worin sie enttäuscht wurden. Ihr Dasein gab der Einsatz- und Hilfsbereitschaft einen gewaltigen Schwung. Helfende haben Matratzen organisiert und nötige Besuche beim Arzt begleitet. Sie haben sich Zeit genommen, um zuzuhören, zu beraten oder um unbezahlt Deutsch zu unterrichten. Ich sehe die Gesichter der Männer, die Jahre unterwegs sind, höre ihre zum Teil drastischen Worte - und denke an Abraham, den alten Stammvater aus der Bibel. Der war ebenfalls zu hungrig und zu verzweifelt als dass er im eigenen Land bleiben konnte. So entschied er sich eher ein Fremder unter Fremden zu sein als zu verhungern. War er damit ein Präzedenzfall? Oder wären ihm alle anderen ohnehin gefolgt, egal wohin - nur weg vom Hunger? Ich sehe die Männer heute und ahne, dass sie einst erwartete Kinder einer Frau waren, so wie Maria ihr Kind erwartete, mit dem sie schon wenige Tage später auf die Flucht gehen musste. Am Abend sitzen die Männer in ihrer Bleibe auf Zeit. Im Internet schauen sie – wer weiß zum wievielten Male schon – eine Dokumentation über die Wüste, die Wassernot und die Auseinandersetzung um jeden einzelnen Brunnen dort. Sie sehen die Gesichter der Wüstenbewohner und beißen sich auf die Lippen. „My country“ sagt einer und zeigt auf den Bildschirm. „Ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen.“ sagt Jesus. Den Fremden aufnehmen heißt, sich für seine Geschichte zu interessieren. Wie viele Geschichten werden in den Behörden und Gerichten dieser Tage gehört, gewürdigt und eingeschätzt. Die dort zuhören und anhören, auch sie leisten Erstaunliches! Wer zuhört, geht davon aus, dass sich zuletzt Fluchtgeschichten verwandeln in Hoffnungsgeschichten.

Der Schulweg der 9jährigen Marie am Morgen führt vorbei an Jakob und Felli Bergoffen. Dann nimmt die Schülerin eine Rechtskurve, sieht direkt neben sich den Namen Ida Buntmann-Weinstein. Kurz noch an Manja Buntman-Weinstein und an Paula und Ury Davidsohn vorbei, und dann ist Marie auch schon da. Buntman-Weinstein, Bergoffen, Cohn, Croner und Davidson - all das sind die Namen, eingraviert auf kleinen Messingblöcken, fest in den Bürgersteig eingelassen. Der Lebensanfang dieser Menschen liegt irgendwo zwischen 1890 und 1920. Ihre Todesdaten sind meist nicht so genau angegeben, aber die Orte ihres Todes: Auschwitz und Theresienstadt. In diesen Tagen werden Menschen wieder mit dem Putztuch niederknien an den messingfarbenen Steinen und die Oberfläche der Steine polieren. Der Eine oder Andere denkt an die wenigen Puzzleteile der Geschichte, die sich hinter diesem gerade geputzten Namen verbirgt. Wieviel von dieser Geschichte ist schon verloren gegangen? Warum hat Herman Schneebaum seinen Buchbinderberuf aufgegeben, wie mag es für Paula Davidsohn gewesen sein, ein Kind ohne Vater aufzuziehen? Morgen Abend erinnern sich überall im Land Menschen an die ausgelöschten Lebensgeschichten, sie lassen die Namen der Opfer erklingen. Es ist die Erinnerung an die von langer Hand und ausführlich vorbereiteten Pogrome von 1938. 14 Synagogen hatte Berlin. Elf davon wurden vollständig niedergebrannt, die übrigen drei schwer demoliert. 7.500 jüdische Wohnungen, Gemeindehäuser, Geschäfte und Friedhofsorte zerstört. Zerstörte Lebenspläne, Trauma, Angst und Tod. Marie weiß davon. Im vergangenen Jahr hat sie das erste Mal mit geputzt. An einem Stein haben Touristen sie angesprochen und gefragt, was sie da mache. Woanders kam ein Hausbewohner heraus und sagte: Halt, das ist doch der Stein, den ich immer putze; das ist doch meine Aufgabe. „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“ – so liest es sich auf der Tafel am Ausgang der Holocaust-Gedenkstätte Yad VaShem in Jerusalem. Das hebräische Wort Erinnern meint mehr als ein neutrales Dran-Denken. Da schwingt mit, „Fürsorge zu tragen für etwas, für jemanden“. Wer sich erinnert, trägt Sorge um jemanden und lässt sich hineinziehen. Darin liegt das Geheimnis der Erlösung.